Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 27 (1965)

Artikel: Aus der Werkstatt der Gotthelf-Herausgeber
Autor: Guggisberg, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-244553

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AUS DER WERKSTATT DER GOTTHELF-HERAUSGEBER

Von Kurt Guggisberg*

«Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun.» Ist Gotthelf ein König im Reiche der Literatur, so sind die Kärrner die Gotthelf-Philologen, die sich von seinen Brosamen nähren und sich darum bemühen, möglichst saubere Handlanger- und Aufräumearbeit zu leisten. Dabei ist aber bemerkenswert, daß es meist nicht Berufsphilologen sind, die den bestmöglichen Text seiner Werke erarbeitet haben und noch erarbeiten. Der einzige zünftige Philolog, der sich — es ist schon ein Menschenalter her — des Gotthelf-Nachlasses angenommen hat, Ferdinand Vetter, kam für die damals geplante Gesamtausgabe nicht in Frage, weil die Nachkommen des Dichters, größtenteils religiös konservativ eingestellt, den Kirchengegner Vetter, der eine «ethische Kultur» propagierte, als Herausgeber nicht dulden wollten. Mit der Editionsaufgabe wurden dann der *Alt*philolog Rudolf Hunziker, der sich allerdings mit der Herausgabe von Gotthelfbriefen schon einen Namen gemacht hatte, und der Literatur-, Kunst- und Musikkritiker und spätere Oberbibliothekar Hans Bloesch betraut, nachdem vorher wegen Personenfragen manches Scharmützel fast Gotthelfschen Ausmaßes ausgetragen worden war. Man darf beiden und ihren wie sie längst verstorbenen Mitarbeitern, dem Literaturhistoriker Gottfried Bohnenblust, den Theologen Eduard Bähler und Ernst Müller und schließlich auch Alfred Ineichen und neuestens Fritz Huber-Renfer das Zeugnis ausstellen, sich nicht nur mit viel Fleiß in Gotthelfs Welt eingelesen, sondern ihre Editionsarbeit auch aus tiefer Liebe zu ihm geleistet zu haben. Herausgebertätigkeit verlangt Zurücktreten des Eigenen; aber sie schenkt auch die Erfahrung, daß jede Arbeit, selbst die Kärrnerarbeit eine Art göttlicher Gnade ist, nach Ernst Wiechert «die zuverlässigste Seligkeit dieser Erde».

Seit der erste Band der wissenschaftlichen Eugen-Rentsch-Ausgabe erschienen ist — es war «Geld und Geist» im Jahre 1911 —, ist zwar schon reichlich viel Tinte für Gotthelf geflossen, und die Edition ist immer noch nicht beendigt. Es gibt der Gründe genug, die erklärlich machen, warum es erdauert werden muß, das weit verstreute Material zu sammeln, sichten, edieren und kommentieren, und zwar von Leuten, die durch ihren Beruf voll ausgelastet sind und nur die meist kärglich bemessene Freizeit für die Kleinarbeit der Edition verwenden können. Wir befinden uns übrigens hier in guter Gesellschaft: die Weimarer Ausgabe der Werke Goethes, 1887 begonnen, verschlang nicht weniger als 34 Jahre bis zu ihrem Abschluß, und Luthers Weimarer Aus-

* Ansprache anläßlich der Verleihung des Literaturpreises der Stadt Bern, 3. 12. 1964.

gabe ist noch heute nicht vollendet, obschon sie schon 1883 angefangen wurde. Von den vorgesehenen 20 Ergänzungsbänden der Rentsch-Ausgabe liegen heute 15 vor, und es wird nicht mehr allzu lange dauern, bis diese erste wissenschaftliche Edition der Werke Gotthelfs, die für die Forschung längst unentbehrlich ist, abgeschlossen vorliegen wird.

Immer wieder drängte sich den Herausgebern die Frage auf, ob *jedes* beschriebene Fetzlein Papier aus Gotthelfs Nachlaß aufgenommen werden soll, oder ob nicht der zwar möglichst objektiv, aber doch immer auch subjektiv bewertende Herausgeber auswählen muß und darf, womit dann freilich dem Kärrner eine recht verantwortungsschwere Aufgabe gestellt ist. Hat er doch auch die «Parerga und Paralipomena» des bauenden Königs nach eigenem Ermessen ans Licht zu ziehen oder, wenn sie allzu unbedeutend sind, mit dem Mantel der Nächstenliebe zu decken. *Könnte* die Rentsch-Ausgabe möglichste Lückenlosigkeit anstreben, so würden die ungefähr 430 vorhandenen Predigtmanuskripte allein mindestens 15 Bände füllen, die Briefe statt der sechs vorliegenden neun bis zehn, was selbst einem Rudolf Hunziker nicht als wünschenswert erschienen ist. Nähme man alle politischen Artikel auf, die in der zeitgenössischen Presse Gotthelfsche Stilmerkmale aufweisen, so ergäbe das Material vier bis sechs stattliche Bände. Die sog. Ergänzungsbände würden also die Werke bei weitem, wenigstens quantitativ, überragen, womit man dem Dichter wohl keinen guten Dienst leistete. Gewiß, auch das Geringste ist wertvoll, wenn es das Bild des literarischen Schaffens und der Persönlichkeit des Dichters ergänzen und bereichern kann. Und doch wird der ordnende und sichtende Editor, allerdings immer behutsam und mit dem nötigen Takt und Wissen, ausscheiden müssen, was ja nicht ausschließt, daß er für Spezialforschungen immer auch bereitwillig das ungedruckte Material zur Verfügung stellen wird.

Es ist den Herausgebern gelungen, manches Unbekannte, Vergessene und Entlegene ans Licht zu ziehen und damit die Kenntnis unseres größten bernischen Schriftstellers zu bereichern. Ich denke an den Reisebericht des Studenten Bitzius, an seine köstliche Schilderung einer Gurtenbesteigung, die damals (1820) fast einer Expedition gleichkam, und an andere Frühschriften, in denen das hervorbrechende literarische Mitteilungsbedürfnis nach Gestaltung ringt, wo schon die realistische, lebenstrunkene Schilderung von Menschen und Ereignissen, die anschauliche Bildhaftigkeit, der köstliche Humor, die Aura des Schöpferischen und die Unmittelbarkeit der Erfindung und Empfindung den Leser aufmerken lassen. Oder erinnert sei an die «Rotentaler Herren», eine kleine Erzählung aus dem Jahre 1841, deren Manuskript Gotthelfs Schwiegersohn Albrecht von Rütte mit dem Vermerk versah, es dürfe nicht veröffentlicht werden. Es ist doch veröffentlicht worden! Man kann von Rüttes Veto verstehen; denn diese Erzählung gehört trotz der köstlichen Verbindung von Reckenhaftigkeit und Zartheit nicht zu Gotthelfs Meisterwerken. Sie könnte vielleicht hinter dem Eisernen Vorhang auf ein gewisses Interesse

stoßen, weil sie das Geschichtsbild des dialektischen Materialismus zu bestätigen scheint. Die Schweizer Geschichte wird nämlich bis in die Neuzeit hinein als ununterbrochenes Terrorregiment dargestellt, angefangen von den Zwingherren über die Bezieher fremder Pensionen, die Kronenfresser, die Landvögte bis zu den Ratsherren der großen und kleinen Städte. Gegen deren Ungerechtigkeit sich aufzulehnen, ist für den rigoristischen und politisch einseitig orientierten Dichter historische und theologische Notwendigkeit. Die recht gehässige Verunglimpfung unserer heroischen Vergangenheit, die freilich nicht immer so heroisch gewesen ist, wie sie idealisierender Romantik erscheinen mag, mobilisierte denn auch Gotthelfs literarische Berater, und sie erreichten, daß er auf die Veröffentlichung verzichtete. Wir haben heute nicht mehr solche Angst um das «Bernerlob», vor allem seit es neuerdings auf so feinsinnige Art gesungen worden ist, und wir vermögen auch aus dem zeitgeschichtlich und individuell Bedingten die überragende zeitlose Bedeutung herauszuheben, herauszuheben auch aus dem gelegentlich einem überwuchernden Bauerngarten gleichenden Wirrwarr seiner Schriftzüge.

Gotthelf berichtet in seiner autobiographischen Skizze von 1848, sein Lehrer Johann Rudolf Wyß habe sich einmal seiner Mutter gegenüber geäußert: «Sagt doch eurem Sohne, er soll schöner schreiben lernen, er schreibt wie eine Sau. Läßt er mal was drucken, besonders in Deutschland, so hat er ds Schinders Verdruß.» Die Mutter habe geantwortet: «Jawolle, das wird er wohl la blybe,» worauf Wyß: «Mi cha nid wüsse.» Ds Schinders Verdruß hatte allerdings dann nicht Gotthelf, sondern vielmehr sein Setzer. Des Dichters Handschrift ist unverwechselbar, aus Hunderten sogleich zu erkennen, und jedesmal bedeutete es neue Freude, etwa im Berner Staatsarchiv bei Durchsicht der Schulakten aus dem Wust von Dokumenten einen echten Gotthelf zu entdecken, einen Brief des Schulkommissärs Bitzius, der dem damaligen «Schuldirektor» das Leben oft recht sauer gemacht hat. Manche Manuskripte Gotthelfs sind sehr sorgfältig geschrieben, eine rechte Augenweide, andere dagegen stellenweise unleserlich, und noch heute sind nicht alle seine Abkürzungen aufgelöst. Verschreibungen und Flüchtigkeiten korrigiert er selten. Als er einmal ins Haushaltungsbuch, wohl schalkhaft, statt Schweinefleisch Scheinefleisch eintrug, nahm ihm seine Frau diese Aufgabe aus der Hand. In manchen Manuskripten zeigt sich überdeutlich, wie er um die richtige Form gerungen hat, und man kann da und dort noch heute anhand seiner Schriftzüge seinen Schaffensprozeß verfolgen.

Gotthelf schüttelte seine Werke nicht immer mit urwüchsiger Unmittelbarkeit, spielerischer Leichtigkeit und überströmender Üppigkeit aus dem Ärmel. Selbst bei Zeitungsartikeln mühte er sich gelegentlich um ernsthafte Überarbeitung. Aber ein nimmersatter Feiler der Form ist er nicht gewesen; das verwehrten ihm schon seine schöpferische Unruhe, Kraft und Fülle, um die ihn mancher Moderne beneiden könnte, und auch bei ihm zählte der Tag nur 24 Stunden. Was er einmal geschrieben, las er nicht gern durch. Er hält

es schon für erwähnenswert, daß er das Manuskript zum «Schulmeister» zweimal «durchlesen» habe, und an Eduard Fueter schreibt er 1841: «Es ist eine strenge Zumutung, etwas Geschriebenes zu lesen; es schaudert mir vor Geschriebenem, selbst vor dem meinen.» Da unterscheidet er sich also in nichts von der rustikalen Schwere seiner Bauern, wie er auch, ihnen ähnlich, Geld und Geist recht gut miteinander in Einklang zu bringen wußte. Seinem Verleger hat er kaltblütig die höchsten Honorare abgepreßt. *So* hoch stellte er seine literarische Betätigung, obschon er die Literaten verachtete. Köstlich, wie er die Frau des Schuldenbauern, Anne Marei, auf den Vergleich ihres Schweinemästens mit der Fabrizierung eines literarischen oder malerischen Produkts reagieren läßt: «Wenn jemand den Vergleich übel nehmen könnte, so wäre es unser Anne Marei; es lieferte ein prächtiges Naturkunstprodukt, das alsbald verwertet wurde um viel Geld, allen, die davon kriegten, herrlich schmeckte, und was will man mehr, wir fragen? Und was liefern Maler und Schriftsteller so oft? Nichts als sogenannte Kunstprodukte, welche nichts sind als eine häßliche Verhunzung aller Natur, an welchen jedermann herzlich schlecht lebt, für die kein Mensch einen Kreuzer wagen mag, mit denen man von Markt zu Markt wandern muß und am Ende froh wäre, den ganzen Plunder samt und sonders gegen Anne Mareis fast achtzentnerige Schweine einzutauschen, wenn Anne Marei wollte, aber ohä, Anne Marei würde böse werden, vielleicht bei guter Laune lachen und sagen: ‚Öppis dumms eso, mit eme halbe Dotze Wedele, es bruche nid emal buechigi zsi, chumen i wyter as mit dem Plunder, un di choste vier Batze, und die Säu gelte mir zsäme zäche Dublone.'»

Auch Briefe las Gotthelf nicht gerne. Kamen solche an, so gab er sie der Frau: «Lis se afa u säg mer de, was öppe drinne steit.» Seine eigenen Briefe sind nicht literarische, für die Veröffentlichung berechnete Kunstwerke, dafür wirken sie um so unmittelbarer und sind deshalb von hohem Quellenwert, gelegentlich formlos, aber nie farblos und immer von überbordendem Temperament. Als Ferdinand Vetter Gotthelfs Briefe an den Basler Theologen Hagenbach veröffentlichte, hielt er es noch für geraten, «allzu persönliche und leidenschaftliche Stellen» wegzulassen aus Rücksicht auf Persönlichkeiten, auf deren Andenken ein ungünstiges Licht fallen könnte. Nach hundert Jahren sind derartige Rücksichten kaum mehr nötig, und in unserer Ausgabe stehen die Briefe ungekürzt da. Niemand hat sich, gewissermaßen postmortal, beklagt. Gotthelf versandte seine Briefe selten, ohne sie vorher der Frau gezeigt zu haben, und öfters milderte er auf ihre Bitten hin ein scharfes, verletzendes Wort. Gleichwohl überborden einige auch noch so von provozierender Offenheit und von Ausfällen auf politische und kirchliche Gegner.

Die «unleidige Politik» hat seinem Schriftstellerruhm erheblichen Schaden zugefügt; denn seine Oppositionslust und sein beißender Sarkasmus waren kaum zu dämpfen. Wir können auch bei ihm die Binsenwahrheit erhärtet finden, daß wir leichter die Teufel anderer austreiben als die eigenen. Abgeklärte Distanz kannte er eben nicht, auch nicht sich selber gegenüber. «Gott-

helf als Politiker», das wäre ein Thema, das Gegenstand einer interessanten historischen und psychologischen Studie werden könnte.

Die gigantische Gestalt des prophetischen Mahners reckt sich oft genug auch noch hinter den politischen Alltagsstreitigkeiten empor, und erst recht hinter den Predigten, obschon sie weitgehend in das damals übliche homiletische Schema gezwängt sind. Sie bieten weder rabiate noch raffinierte Eloquenz, aber sie vibrieren von geistiger Intensität. Sein Freund Reithard berichtet von Gotthelfs Kanzelvortrag: «Er extemporierte meistens, und zwar zuweilen unfließend, anstoßend, weil seine Zunge seiner geistigen Fülle oft nicht mächtig wurde.» Die Wirkung galt dem unmittelbaren Augenblick. Eine Predigt drucken lassen, erschien ihm als aufdringlicher Luxus. Als Student hält Bitzius einen Ausspruch der Herrnhuter fest, wohl etwas ins Gotthelfische transformiert: eine geschriebene Predigt sei, wie wenn man mit trockenem Stroh misten wollte. Die Predigttätigkeit hat er von der Schriftstellerei getrennt wissen wollen. Als er 1839 ein politisches Pamphlet als Bettagspredigt herausgab und damit in ein Hornissennest stieß, wollte er seine Anonymität nicht lüften: «Die Predigt steht mir zu hoch, als daß ich den profanen Jeremias Gotthelf da hinein pfuschen lassen möchte.»

Anderseits machte es ihm aber doch auch nichts aus, die leeren Seiten eines nicht fertig beschriebenen Predigtmanuskripts für die Aufstellung eines Inventars von Küche und Keller zu verwenden, eine «Profanierung» aus dem Jahre 1851, für die wir ihm heute dankbar sind, bietet sie uns doch einen kleinen reizvollen Einblick in das Alltagsleben auf der Pfarre Lützelflüh. Nehmen wir aus diesem «bluemete Trögli» einiges wenige heraus: Im Pfarrhaus gab es keine Salonmöbel, aber wohlgefüllte Linnenschränke und hellblinkendes Küchengeschirr. Im Verzeichnis werden aufgeführt nicht weniger als 32 Häfen, dazu noch fünf Nidlehäfeli im Keller, 7 Pfannen, 8 Casseroles, 10 zinnerne, 15 weiße und 8 gefärbte Unterteller, 18 Kacheln, dagegen auffallend wenig Besteck: 5 Tischmesser, 5 Gabeln und 7 lange und ein runder Löffel, bemerkenswert dann wieder die 308 Waschgäbeli und 13 Ankehäfen. Auf einem andern Predigtmanuskript findet sich der Entwurf zu einem Verbot, die Pfrund Lützelflüh zu betreten oder zu befahren, bei Androhung einer Buße von 9 Franken, wovon die Hälfte den Armen zugute komme. Unvermögliche werden mit Gefangenschaft bestraft. Der streitbare Herr von Lützelflüh wußte auch da seinen Platz zu behaupten. Doch er war auch ein großer Freund der Blumen, mit denen er zarten Umgang pflegte, und in seinem Garten blühten Balsaminen, Levkoien, Hainblumen (Nemophila insignis) und Dahlien, deren Samen ihm von einem Elsässer Pfarrer geschenkt worden waren. Die Dahlie war 1805 von Humboldt nach Deutschland gebracht worden. Im Lützelflüher Pfarrgarten blühten wohl die ersten Dahlien des Emmentals. Derartige kulturgeschichtliche Einzelheiten bietet das Gotthelf-Archiv in großer Fülle, und sie haben mehr als bloß antiquarischen Wert.

Gotthelf verfügt bekanntlich über ein eigenwüchsiges Vokabular, das selbst-

verständlich in keiner Ausgabe seiner Werke angetastet werden darf, wenn es dem hochdeutschen Leser auch Schwierigkeiten bereiten mag. Aus der Fülle der Gotthelfiana seien hier nur einige Kostproben ausgewählt: abkappen (ausschelten), Ägerstenaugen, bähen (rösten), berze (ächzen), Büschelimüüli, Dreisi (Saumseliger), Fägnästete, Fösel, Gfräß, Kädere, Käusi, Näggis, rumpelrurrig, Schmäderfräßigi, uschaflig, zimpferlig, stämpfeln (wissentlich lügen, ein Ausfall gegen Jakob Stämpfli). Mit «Singludis Schelmenrecht, Tom. VII, pag. 2999» meint Gotthelf das Kriminalgesetz, das sein persönlicher und politischer Gegner Wilhelm Snell im Auftrag des bernischen Regierungsrates verfassen sollte, aber nicht bewerkstelligte, was schließlich dazu führte, daß der Landjäger das bei ihm liegen gebliebene Material abholen mußte. Daß derartige Wortbildungen einem deutschen Setzer Schwierigkeiten bereiten mußten, ist klar. Es ist jedoch Legende, ein deutscher Kommentator habe das liebenswürdige Wort «Müntschi» erklärt als kleines bernisches Gebäck, indem er es mit «Mütschli» verwechselte.

Selbstverständlich sind auch archaische Wortformen beibehalten worden, wie etwa Merz, Kranke, Bättag, zimmlich, Zweispalt, begwältigen, eingeurbet, Bauren, Gränzen, kömmt, torrecht, Würkung und ahnden, letzteres besonders bedeutsam, übernommen wohl aus dem 1805 erschienenen Werk «Wissen, Glaube, Ahndung», verfaßt vom romantischen Philosophen Jakob Friedrich Fries und fleißig, wenn auch nicht ohne Anstrengung, gelesen vom jungen Bitzius. Wie stand dem reifen Gotthelf doch die stimmungsbildende Kraft der Ahndung zu Gebote! Wie hat er sie gegen die sengenden Strahlen der hereinbrechenden Zeit des Intellekts zu schützen gesucht, als die romantischen Gewässer sich allmählich verliefen!

So wäre noch manches aus der Werkstatt der Gotthelf-Herausgeber zu berichten; aber wer ein Thema erschöpfend behandeln will, erschöpft die Zuhörer. Wenn man sich als Herausgeber Gotthelfs auch bloß als Kärrner weiß, so empfindet man doch immer wieder auch dankbar, daß ein Leben mit ihm, eine Arbeit in seiner unmittelbaren geistigen Nähe, immer neuen unschätzbaren inneren Gewinn bringt. Daß die Berner Regierung unsere wissenschaftliche Ausgabe unterstützt und daß der Berner Gemeinderat nun zum innern Gewinn auch noch einen äußern hinzufügt, erfüllt uns nicht nur mit großem Dank, sondern spornt uns auch zu intensiverer Förderung der Edition an. Geld und Geist gehören — recht aufgefaßt — eben doch auch irgendwie zusammen.

Gotthelf suchte nicht Ruhm, um den Reiz der Bewunderung zu kosten. Ehrgeiz ist eine subalterne Eigenschaft; ihn zerfraß sie nicht. Er wollte und mußte den Menschen darstellen, den Menschen, gesponnen aus Güte und Grausamkeit, lähmender Schwäche und schaffender Kraft, aus Weisheit und blinder Lebensgier, aus Demut und Egoismus, gespannt zwischen Finsternis und Morgenglanz, und er wollte Gottes Welt der Gnade hineinleuchten lassen ins Dunkel menschlicher Ohnmacht und Erlösungssehnsucht. Er wußte darum,

daß die Güte die einzige Macht ist, welche das Negative bannen kann. Mit einem der schönsten Aussprüche, einem Satz aus der «Armennot», möchte ich schließen: «Und was kein Königswort erzwingt, vermag die Liebe.»